Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 118 (1952)

Heft: 1

Artikel: Die zweite Schlacht von Villmergen : 25. Juli 1712

Autor: Steiger, Christoph von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-23704

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die zweite Schlacht von Villmergen

25. Juli 1712

Von Christoph von Steiger

Einleitung

«Voilà la première bataille rangée qui s'est donnée en Suisse!» («Dies ist die erste in eigentlicher Schlachtordnung geführte Schlacht, die in der Schweiz geschlagen wurde!»).

Dieser Ausspruch eines Offiziers, der an der 2. Schlacht von Villmergen teilgenommen hatte, trifft das «Leitmotiv» dieser Arbeit. Es geht im folgenden also nicht darum, etwa die Quellenforschung um ein Stück weiterzutreiben oder gewisse noch unentschiedene Streitfragen betreffend Ort, Zeit, Kommandoverhältnisse usw. neu zu untersuchen. Vielmehr soll ein Problem herausgegriffen und möglichst eingehend behandelt werden:

Wie gestaltet sich das Zusammentreffen eines modern bewaffneten und organisierten, straff geführten Heeres mit einem Gegner, der in seinen technischen und taktischen Konzeptionen auf einer früheren (also veralteten) Entwicklungsstufe stehengeblieben und dazu noch schlecht organisiert ist, an Zahl jedoch eine deutliche Überlegenheit besitzt?

Etwas anders gefaßt: Es soll an einem historischen Beispiel das uralte Problem der Kriegskunst beleuchtet werden, ob Masse oder Qualität für den Erfolg in der Schlacht entscheidend seien. Demnach liegt ein erster Schwerpunkt dieser Arbeit – nach einer kurzen Schilderung der Vorgeschichte der Schlacht – in der Betrachtung der Wehrverfassungen der Stadt Bern einerseits und der katholischen Orte andererseits. In der Beschreibung der Schlacht sowie in den darauf folgenden Überlegungen sollen dann die notwendigen Schlüsse gezogen werden. Daß es sich dabei nur um einen Versuch und nicht um irgendwie endgültige Resultate handeln kann, ist in diesem Rahmen selbstverständlich.

A. Die politische Situation

Die Niederlage der reformierten Orte im 1. Villmergerkrieg von 1656 führte zu einem katholischen Übergewicht im Rahmen der Eidgenossenschaft, besonders in der Verwaltung der gemeinen Herrschaften. Die daraus sich entwickelnden Spannungen zwischen den beiden Glaubensparteien bildeten die Ursache zum sogenannten Toggenburgerkrieg des Jahres 1712, der nach dem Ort seiner Entscheidungsschlacht auch der 2. Villmergerkrieg genannt wird.

Den Funken ins Pulverfaß warf der Streit zwischen dem Fürstabt von St. Gallen und den reformierten Gemeinden des Toggenburgs. Die Fürstabtei St. Gallen war zugewandter Ort der Eidgenossenschaft; unter ihrer Herrschaft stand das Toggenburg, dessen Konfession mehrheitlich reformiert war. Nun planten die inneren Orte den Bau einer Straße, die von Schwyz über den Rickenpaß und durch äbtisches Gebiet ins Deutsche Reich hinaus führen sollte, um so eine eventuelle Blockade durch die reformierten Orte umgehen zu können. Die reformierte toggenburgische Gemeinde Wattwil sollte ein Stück dieser Straße auf eigene Kosten erstellen, weigerte sich jedoch und wurde dabei durch das ganze Toggenburg unterstützt, welches seine alten Freiheitsrechte für bedroht hielt.

Nach anfänglichem Zögern nahmen sich Bern und Zürich der Toggenburger an, die sich 1707 für selbständig erklärten. Daraufhin schlugen sich die katholischen Orte auf die Seite des Abtes, und die ursprünglich lokale Streitsache verschob sich auf die Ebene des alten eidgenössischen Konfessionszwiespaltes.

«Die Glaubensparteien erhoben den Fall zum Prüfstein ihrer Macht.» Der mächtigste potentielle Verbündete der Katholiken war Ludwig XIV., dessen Kräfte jedoch durch die Feldzüge des Spanischen Erbfolgekrieges gebunden waren. Es lag also im Interesse der reformierten Partei, diese internationale Lage durch rasches, energisches Handeln auszunützen. Der Anlaß dazu fand sich im April 1712, als die reformierten Toggenburger unter Führung eines zürcherischen Agenten das katholische Untertoggenburg überfielen.

Bern und Zürich nahmen die Angreifer in Schutz, während die inneren Orte ein Manifest zugunsten des Abtes von St. Gallen erließen. Darauf erfolgten die Kriegserklärungen der beiden Glaubensparteien.

Auf reformierter Seite standen vor allem die Städte Bern und Zürich im Kampf; sie wurden durch die toggenburgischen Aufständischen sowie durch Hilfstruppen aus Genf, Neuenburg, Biel und Graubünden unterstützt.

Den Kern der katholischen Partei bildeten die vier Länderorte Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug sowie die Stadt Luzern. Ihnen zur Seite standen der Abt von St. Gallen, die gemeinen Herrschaften Baden und Freiamt sowie Hilfstruppen aus dem Wallis. Die übrigen eidgenössischen Orte verhielten sich neutral.

B. Die Entwicklung des Krieges bis zum 20. Juli 1712

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die katholische Partei den Vorteil hatte, auf der inneren Linie zu kämpfen, während die reformierte Front in weitem Bogen von Süden bis Nordosten die Innerschweiz umspannte. Materielle Unterlegenheit und politische Uneinigkeiten verhinderten jedoch

die inneren Orte, diese strategisch günstige Lage richtig auszunützen. Nur Luzern konnte ein relativ modernes Heer ins Feld stellen; dagegen war die Wehrkraft der Länderorte wenig organisiert und ließ sich schwer zu gemeinsamem Handeln zusammenfassen.

Bei den Reformierten packte vor allem Bern entschlossen zu, während sich Zürich, nicht zuletzt infolge mangelnder Kriegsbereitschaft, eher passiv verhielt. Ein starkes bernisches Heer unter General Niklaus von Diesbach konzentrierte sich im Aargau. Bei Baden wurde die Verbindung mit den Zürchern hergestellt und darauf in raschem Anlauf das Thurgau, das Rheintal, das äbtische Fürstenland und das Toggenburg besetzt und die Stadt Baden eingeschlossen. Bei Mellingen und Bremgarten («Staudenschlacht») erlitten die Katholiken schwere Niederlagen; ihre Hilfsmittel waren erschöpft und der gemeinsame Kampfwille schien gebrochen. Mehr und mehr dachten die einzelnen Orte nur noch an den Schutz des eigenen Gebietes.

Nach dem Fall Badens wurde ein Waffenstillstand geschlossen und in Aarau Friedensverhandlungen eingeleitet. Die Bedingungen der Sieger waren hart; trotzdem unterzeichneten Luzern und Uri am 18. Juli 1712 einen Vorfrieden. In diesem Moment jedoch brachte eine plötzliche revolutionäre Welle im katholischen Landvolk den Krieg noch einmal zum Aufflammen.

Landsgemeinden in den Länderorten verwarfen die Aarauer Bedingungen; die Luzerner Bauern erhoben sich gegen die verhaßte aristokratische Herrschaft der Stadt, von der sie sich verraten glaubten; ungeordnete Kriegshaufen strömten der Kampfzone zu, um noch einmal das Äußerste zu versuchen. Die Regierungen verloren die Kontrolle über die Geschehnisse; wohl zogen viele Amtspersonen und Offiziere mit ihren Leuten wieder ins Feld, um wenigstens eine gewisse Lenkung zu versuchen, doch waren sie weitgehend den Launen und Drohungen einer zuchtlosen Soldateska unterworfen. Etwas mehr Einfluß hatte die Geistlichkeit, die aber, von Papst Clemens XI. und Nuntius Carracioli angefeuert, zum Religionskrieg gegen die Ketzer aufrief, also mehr antrieb als zügelte.

Die bernische Hauptarmee hatte um diese Zeit ein Feldlager bei Muri (Aargau) bezogen. Eine vom Gros detachierte Abteilung von zirka 1400 Mann deckte in stark exponierter Lage die Reußbrücke von Sins.

Am 20. Juli 1712 führte ein Haufen von zirka 6000 Schwyzern, Unterwaldnern, Zugern und Luzernern unter der Leitung des Ritters Ackermann von Nidwalden einen Überfall auf diesen Vorposten durch. Die bernischen Truppen wurden nach hartem Kampf durch die gegnerische Übermacht gezwungen, sich nach Muri zurückzuziehen. Immerhin sollen die katho-

lischen Verluste viermal höher als die bernischen gewesen sein; auch Ritter Ackermann blieb verwundet in Sins liegen. So unterblieb denn auch eine energische Verfolgung der abziehenden Berner.

Dieser Angriff bedeutete den offenen Bruch des Waffenstillstandes. Er leitete die zweite Phase des Krieges ein, dessen Entscheidung jedoch schon fünf Tage später bei Villmergen fallen sollte.

C. Der Aufmarsch zur Schlacht

I. Der bernische Rückzug nach Wohlen

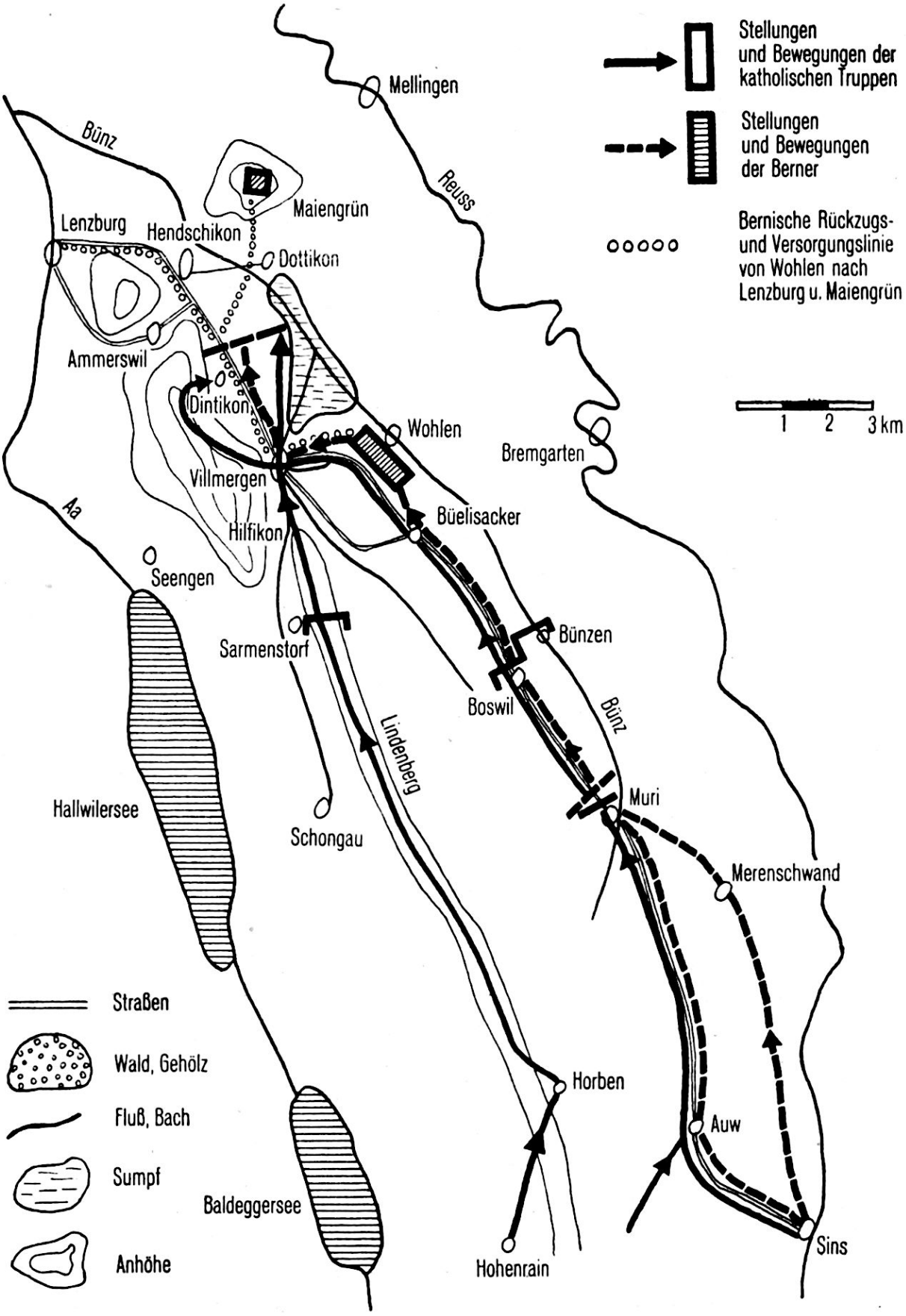
Der Sinser Überfall bedeutete für die Berner Generalität eine deutliche Warnung. Einesteils zeigte er, daß der Gegner entschlossen war, noch einmal eine äußerste Anstrengung zu leisten; anderenteils hatte er zur Folge, daß sich nun auch die Freiamtbauern gegen die Berner erhoben, was zu scharfen Gegenmaßnahmen zwang. Dazu kam, daß das Gelände um Muri uneben und morastig und deshalb weder für eine Schlacht noch für das Biwakieren sehr geeignet war. Schließlich schienen noch Truppenbewegungen des Feindes darauf hinzuweisen, daß dieser beabsichtige, die Armee von ihrer Operationsbasis Lenzburg abzuschneiden. Aus allen diesen Gründen faßte General von Diesbach noch am Abend des 20. Juli den Entschluß, mit der Armee in die Ebene von Wohlen - Villmergen zurückzugehen. Diese Dislokation wurde am 21. Juli in guter Ordnung und ohne Behinderung durch den Feind durchgeführt. Hauptquartier und Gros bezogen Unterkunft in Wohlen und westlich davon; kleinere Detachemente und Vorposten deckten die südlichen und westlichen Zugänge bei Büelisacker, am Südrand des Bärenmooses, im Schloß Hilfikon, auf dem Bullenberg sowie im Dorf Villmergen.

Diese Stellung war eigentlich nur als Zwischenhalt im Rahmen eines weiteren Rückzuges nach dem befestigten Lager von Maiengrün bei Lenzburg gedacht, wo man dann Verstärkungen und auch die Rückkehr der zahlreichen Urlauber abwarten wollte, die während des Waffenstillstandes zur Besorgung der Erntearbeiten entlassen worden waren.

II. Der Zusammenzug der katholischen Kräfte vor Villmergen

Das gemischte katholische Korps, welches den Überfall auf Sins ausgeführt hatte, zog am 21. Juli nach Auw und vereinigte sich dort mit dem rechten Flügel des luzernischen Heeres unter Brigadier Pfyffer. Diese Kolonne folgte dem bernischen Rückzug und lagerte sich dann in der Gegend von Muri, Boswil und Bünzen.

Skizze 1 Der operative Aufmarsch



Nach Löw, Die Schlacht bei Villmergen im Jahre 1712, 1. Kartenskizze

Der linke Flügel der Luzerner unter Schultheiß Schwyzer und Brigadier von Sonnenberg marschierte dem Lindenberg entlang bis nach Sarmenstorf, wo er auf dem Hügel östlich des Dorfes ein Feldlager errichtete.

In den folgenden Tagen verhinderte anhaltendes Regenwetter jede größere Aktion. Mannschaften, Pferde, Waffen und Munition litten schwer unter der Nässe. Trotzdem entfalteten die Katholiken eine lebhafte Störtätigkeit durch kleinere Vorstöße und Geschützfeuer. Sie zwangen dadurch die Berner, Tag und Nacht in Schlachtordnung vor dem Lager aufgestellt alarmbereit zu bleiben. Das Terrain um Wohlen hatte sich so stark aufgeweicht, daß Mann und Pferd, Geschütze und Fahrzeuge im knietiefen Kot zu versinken drohten. Unter diesen Umständen mußte das lange Warten auf den entscheidenden Schlag die Moral der Truppen zermürben. Dies wirkte sich vor allem bei den katholischen Kriegshaufen aus, denen der Rückhalt der Disziplin fehlte.

Die Situation drängte die Führer beider Heere zu neuen Entschlüssen.

III. Die Operationspläne am Vorabend der Schlacht

Am 24. Juli trat der Kriegsrat der Katholiken zu einer Besprechung zusammen, die allerdings durch das zuchtlose Verhalten der Luzerner Bauern stark gestört wurde und eher tumultuös verlief. Trotzdem gelangte man zum Beschluß, das bernische Lager am nächsten Morgen anzugreifen. Der Angriffsplan war folgender:

Die westliche Kolonne sollte von Sarmenstorf aus gegen Villmergen vorstoßen, und die östliche Kolonne gleichzeitig aus dem Raum Boswil gegen Wohlen vorgehen; durch diese Bewegungen sollten die Berner in die Zange genommen werden. Um die Angriffszeit zu koordinieren, verabredeten die Kommandanten der beiden Kolonnen, beim ersten Feindkontakt Signalschüsse abzugeben.

Zur selben Zeit fand nun aber eine offene Landsgemeinde der Innerschweizer Truppen in Muri statt, an welcher wiederholt, doch ohne Resultat darüber abgestimmt wurde, ob man nach Hause marschieren oder in den bisherigen Stellungen bleiben oder am nächsten Tage angreifen solle. Mit großer Mühe gelang es schließlich, die Soldaten dazu zu bewegen, den Angriffsplan ihrer Führer anzunehmen. Als vorbereitende Maßnahme erteilte Brigadier von Sonnenberg dem luzernischen Hauptmann Felber um 22.00 Uhr den Befehl, mit 200 Mann die Anhöhen ob Villmergen zu besetzen. Dieses Detachement sollte am Morgen die Rückzugslinie der Berner abschneiden, die von Wohlen durch das Defilee von Villmergen nach Lenz-

burg verlief. Die Soldaten Hauptmann Felbers verweigerten jedoch den Gehorsam und blieben beim Gros.

Am selben Tage entschloß sich das Kommando der Berner, das Lager von Wohlen am Morgen des 25. Juli zu räumen und Villmergen in Richtung Lenzburg zu passieren, um dadurch erstens aus dem morastigen Gelände herauszukommen und zweitens dem Feinde die Möglichkeit zu nehmen, die Verbindung zwischen der Armee und Lenzburg im Villmerger Engpaß zu blockieren.

Die weitere Absicht war, sich entweder dem Feind in der Ebene nördlich Villmergen zum Kampfe zu stellen, oder dann, dem ursprünglichen Plan gemäß, den Rückzug in das Lager von Maiengrün zu Ende zu führen. Das in Baden stehende Bataillon d'Arnex erhielt den Befehl, Maiengrün noch in der Nacht auf den 25. Juli zu besetzen; gleichzeitig bezogen die Brigade von Mülinen und das Bataillon Fankhauser Stellungen bei Villmergen, die den Durchzug des Gros am folgenden Morgen decken sollten. Zudem befand sich die neuenburgische Kompagnie Féchy im Dorf selbst.

Diese Operationspläne führten zum entscheidenden Zusammentreffen der Heere am 25. Juli 1712.

Bevor wir jedoch auf die Schlacht selbst eintreten, müssen wir uns über die Kampfmittel der Gegner sowie über die Geländeverhältnisse einige Klarheit verschaffen.

D. Die Kampfmittel

I. Das bernische Wehrwesen um 1712

Um die Struktur und Kampfkraft der bernischen Armee bei Villmergen richtig zu verstehen, ist es zunächst notwendig, einen Blick auf den allgemeinen Entwicklungsstand des Wehrwesens der Stadt zu werfen. Die Wehrpflichtigen waren in drei Heeresklassen eingeteilt:

1. Der «Auszug» bildete den eigentlichen Kern der Armee. Er bestand aus den verheirateten Hausvätern bis zum 60. Altersjahr.
2. Der «Ausschuß» umfaßte die jungen, unverheirateten Leute, auf die man im Kriegsfall weit weniger sicher zählen konnte, da sie sich meistens zum großen Teil im Dienste fremder Heere außer Landes befanden.
3. In die «Übrige Mannschaft» gelangten die Wehrmänner nach dem 60. Altersjahr; diese Kategorie entsprach in ihrer Funktion wohl etwa dem heutigen Territorialdienst.

Dazu kam noch das «Genfer Succursregiment», eine im Waadtland aufgestellte Einheit, welche bereitgehalten wurde, um der verbündeten Stadt

Genf im Notfall (besonders gegen den Herzog von Savoyen) Hilfe zu leisten.

Der Mannschaftsbestand der bernischen Infanterie war im Jahre 1712 folgender:

6 Auszugregimenter (66 Kompagnien à 200 Mann)	13 200 Mann
Genfer Succursregiment	1 000 Mann
2 deutsche Ausschußregimenter	2 000 Mann
2 welsche Ausschußregimenter	2 000 Mann
118 Kompagnien übrige Mannschaft	26 800 Mann
Total	45 000 Mann

Ferner konnte die Regierung noch auf den Zuzug verbündeter Truppen aus Genf, Neuenburg, Neuenstadt, Biel und Münstertal rechnen.

Das organisatorische Grundelement war die Kompagnie zu 100 oder 200 Mann. Ständige Bataillone gab es erst von 1759 an, doch wurden im Feldzug von 1712 Auszugsbataillone zu 2 Kompagnien zu 200 Mann und Ausschußbataillone zu 4 Kompagnien zu 100 Mann aufgestellt. Auch bildete man 1712 zum erstenmal Brigaden zu 4–5 Bataillonen. Die Ausbildung wurde regional durch sogenannte Landmajore durchgeführt; sie war aber kaum sehr intensiv. Man verließ sich darauf, daß die meisten Soldaten ihre «Rekrutenschule» in fremden Diensten absolvierten, und diese Rechnung war offenbar richtig. So hatten auch viele der fähigsten Berner Offiziere wertvolle Kriegserfahrung in französischen, holländischen und anderen ausländischen Regimentern sammeln können.

Was die materiellen Rüstungen anbetrifft, so stand Bern um 1712 am Ende jener Entwicklung, die das Kriegswesen des 17. Jahrhunderts überhaupt gekennzeichnet hatte.

Sie läßt sich zusammenfassen wie folgt:

1. Vollständige Verdrängung der verschiedenen Hieb- und Stichwaffen sowie der Musketen durch eine einheitliche Feuer- und Stoßwaffe, die Bajonettflinte.
2. Vereinheitlichung der Ausrüstung, Uniformierung und Organisation der Streitkräfte.

Vorbildlich für diese Modernisierung waren die Heere Ludwigs XIV.; nach ihrem Muster erneuerte auch Bern sein Wehrwesen.

Bestanden die Infanterieeinheiten noch 1685 zu zwei Dritteln aus Musketieren und zu einem Drittel aus Pikenieren, so wurden 1707 die Piken (Spieße und Hellebarden) endgültig abgeschafft und als Einheitswaffe die zweilötige Steinschloßflinte (Kaliber 18 mm) mit aufpflanzbarem Bajonett

eingeführt. Ferner gehörten zur reglementarischen Ausrüstung des Infanteristen das Seitengewehr (Säbel oder Degen), die Patrontasche und Uniform (dunkelgrauer Rock mit roten Aufschlägen, rote Strümpfe, breiter Hut und schwarzes Halstuch). Die Grenadiere trugen zusätzlich noch eine Tasche für die Handgranaten (Sprengkörper mit Luntenzündung) und ein Beil. Auch der Tornister war 1712 schon vorgeschrieben. Bewaffnung und Ausrüstung hatte der Wehrpflichtige auf eigene Kosten im Zeughaus zu beziehen.

Bei der Kavallerie zeichneten sich ähnliche Tendenzen ab, wenn auch die Entwicklung um 1712 noch nicht so weit fortgeschritten war wie bei der Infanterie. Die alten «Kürassiere» und «Reiter», die vor allem mit Nahkampfwaffen (Karabiner, Pistole, Säbel) und Panzer ausgerüstet waren, wurden mehr und mehr durch die Dragoner verdrängt, deren Hauptwaffe die Bajonettflinte war. Sie waren nicht mehr gepanzert und sollten vor allem als berittene Infanterie eingesetzt werden.

Die bernische Kavallerie hatte um 1712 folgenden Mannschaftsbestand:

13 Reiterkompagnien + 1 Stadt-Kürassierkompagnie	851 Mann
6 Dragonerkompagnien (Dragonerregiment von Wattenwyl)	282 Mann
Total (ohne Offiziere)	1133 Mann

Bei der Artillerie kannte man zahlreiche Geschütztypen, doch wurde eine Vereinheitlichung der Kaliber angestrebt. Das bernische Artilleriekorps bestand aus 3 Stuckkompagnien zu je 100 Kanonieren; 1710 trat noch eine Bombardier- (Mörser-) Kompagnie dazu. Einen fest organisierten Artillerietrain gab es nicht; der Vorspann mußte von den zivilen Behörden der Landbezirke gestellt werden.

Parallel mit der hier skizzierten technischen Modernisierung des Heeres lief eine Umbildung der taktischen Doktrin, die ihren Niederschlag im bernischen Exerzierreglement von 1710 fand. An die Stelle der tiefgestaffelten Stoßtruppen der alteidgenössischen Schlachtordnung traten die Feuerlinien, deren Front möglichst breit war, um eine Höchstzahl von Flinten beim Salvenfeuer zur Wirkung zu bringen. Die normale Gefechtsaufstellung war sechs Glieder tief, wurde aber zum Pelotonfeuer (zugsweise Salven) auf drei Glieder zusammengeschlossen. Diese drei Glieder feuerten auf Kommando gleichzeitig, wobei die beiden vorderen auf verschiedene Weise niederknieten. Andere reglementierte und einexerzierte Kommandos betrafen die Handhabung des Bajonetts, das Werfen der Handgranaten bei den Grenadieren, die verschiedenen Bewegungen und Schwenkungen der Verbände usw.

Für die Kavallerie und Artillerie gab es noch keine Reglemente, doch suchte man auch dort Ausbildung und Taktik zu vereinheitlichen.

Das Offizierskorps formierte sich nach folgenden Prinzipien: Stabsoffiziere und Hauptleute wurden vom Großen Rat gewählt, während die Hauptleute ihre Subaltern- und Unteroffiziere selbst bestimmten. An der Spitze des Heeres stand ein Feldoberst; höhere Dienstgrade (General usw.) wurden jedoch häufig in fremden Diensten erworben und dann auch in der bernischen Armee als Titel geführt. Dem Kommandanten übergeordnet war, als direkter Vertreter der Regierung, ein Feldkriegsratspräsident. Jede Brigade hatten einen Obersten als Brigadier und einen Brigademajor. Das Bataillon wurde durch einen Major, die Kompagnie durch einen Hauptmann und einen Subalternoffizier befehligt.

Diese in vielen wesentlichen Punkten neugeformte Armee bestand nun im Feldzug von 1712 und besonders am 25. Juli bei Villmergen ihre Feuertaufe.

II. Die bernischen Kräfte in der Schlacht

Den Oberbefehl bei Villmergen führte General von Diesbach. Feldkriegsratspräsident war Venner Frisching. Zum Stabe des Armeekommandos gehörten ferner Generalleutnant de Sacconay, Generalleutnant May, Generalmajor Manuel und Oberst-Quartiermeister Tscharner.

Am 25. Juli hatte General von Diesbach zirka 24 Infanteriebataillone zur Verfügung mit einem Sollbestand von 10 000 Mann und einem Effektivbestand von zirka 8000 Mann. Die Differenz erklärt sich aus den Abgängen von Urlaubern und Kranken (deren es infolge der schlechten Witterung viele gab), sowie aus den Verlusten in den Gefechten von Bremgarten und Sins.

Diese Truppen waren in die 5 Brigaden Tscharner, von Gingins d'Eclépens, Regis, von Mülinen und Petitpierre sowie das selbständige Bataillon Fankhauser eingeteilt. Dazu traten noch die 6 Kompagnien des Dragonerregimentes von Wattenwyl (total zirka 250 Mann). Die Artillerie bestand aus 8 Feldgeschützen unbekannten Kalibers. In Verlaufe der Schlacht trafen noch folgende Verstärkungen ein: Das Bataillon d'Arnex (500 Mann) von Maiengrün her, eine Abteilung von 400 Mann von Seengen her sowie 3 schwere Kanonen und eine Reiterkompagnie aus Lenzburg.

Die bernischen Soldaten waren offenbar mit der neuen Organisation, Ausrüstung und Kampfweise noch nicht restlos vertraut; gewisse Ungeschicklichkeiten und Friktionen, die bei den Gefechten von Bremgarten und Sins sowie beim Rückzug von Muri nach Wohlen auftraten, scheinen darauf hinzudeuten. Auch waren der körperliche Zustand und die Stimmung

schlecht. Die ständige Alarmbereitschaft im Regen und Morast von Wohlen hatte die Leute erschöpft, und die Enttäuschung über den Abbruch der Friedensverhandlungen drückte auf die Gemüter. Die Disziplin jedoch scheint im ganzen fest geblieben zu sein.

Es hing für die bevorstehende Schlacht alles davon ab, ob die Kommandanten imstande sein würden, aus ihren Leuten den Willen und die Kraft zum Siege herauszuholen. Nur unter dieser Voraussetzung konnte die neue Bewaffnung und Taktik zur Wirkung gelangen.

III. Die Truppen der katholischen Orte

Das Bild, welches die Kräfte der katholischen Kriegspartei darbieten, ist naturgamäß bei weitem nicht so einheitlich und geschlossen wie dasjenige der bernischen Armee. Überdies ist es recht schwierig, zuverlässige und detaillierte Berichte darüber zu erhalten. Immerhin lassen sich die folgenden Grundelemente unterscheiden:

Die luzernische Armee;
Die Truppen der Länderorte Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug;
Die Aufständischen des Freiamtes.

1. *Die luzernische Armee.* 1643 hatte die Stadt Luzern einen «Festen Auszug» gebildet, der sich aus 3 Regimentern (Großes Panner, Kleines Panner und Stadtfähnlein) von je 2000 Mann zusammensetzte. Das Regiment bestand aus 5 Kompagnien zu je 200 Musketieren und 200 Pikenieren; es hatte zudem 4 Feldgeschütze (2–4-Pfünder).

1675 wurde der Bestand dieses Auszuges auf 10 000 Mann erhöht und die Regimenter durch 5 Feldbrigaden ersetzt.

1682 erschien das erste einheitliche Exerzierreglement.

Zu Beginn des Krieges von 1712 soll Luzern 12 000 Mann regulärer Truppen ins Feld gestellt haben. Dazu traten wahrscheinlich nach dem Volksaufstand im Juli noch zahlreiche schlecht bewaffneteBauern,während andererseits die Armee durch die Rückschläge des Feldzuges geschwächt und wohl auch teilweise aus den Fugen geraten war.

2. *Die Truppen der Länderorte.* In den Länderorten wurden alle Wehrfähigen im Kriegsfall durch den Landsturm aufgeboten; dadurch wurde zwar die menschliche Wehrkraft voll ausgeschöpft, doch fehlte es an modernen Waffen, Vorräten, Kriegskassen und – vor allem – an einer straffen zentralen Organisation und Führung der Kräfte.

Das militärische Denken war in den Formen von Murten und Dornach erstarrt, ungeachtet der Tatsache, daß Kriegstechnik und Taktik seither gewaltige Fortschritte gemacht hatten. Wohl bestimmte eine geheime Kon-

ferenz der 5 katholischen Orte im Jahre 1708, daß die Mannschaften zu zwei Dritteln mit «Feuerrohren und Bajonetten» und nur noch zu einem Drittel mit Hellebarden bewaffnet werden sollten, doch hielt man in der Taktik immer noch an den tiefgegliederten Schlachthaufen fest, deren Stoßkraft die Entscheidung bringen sollte. In dieser Auffassung wurden die Katholiken noch durch ihren Sieg in der 1. Schlacht von Villmergen (1656) bestärkt, den sie doch in Wirklichkeit den Fehlern der bernischen Führung zu verdanken hatten. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das innerschweizerische Wehrwesen auf einer Stufe stehengeblieben war, die man in Bern gerade in den Jahrzehnten vor dem 2. Villmergerkrieg überschritten hatte.

3. Die Freiamtbauern. Kurz vor der Schlacht und auch während des Kampfes stießen zirka 2500 Aufständische aus dem Freiamt zu den Innerschweizern. Da es sich jedoch um unorganisierte Haufen handelte, die fast nur mit Spießen, Morgensternen und Knütteln bewaffnet waren, konnte dies schwerlich eine wesentliche Verstärkung der katholischen Kampfkraft bedeuten.

Wie aus der Vorgeschichte der Schlacht zu sehen war, stand das Problem der Führung auf katholischer Seite in einem sehr merkwürdigen Licht. Die revolutionär erregten Kriegerhaufen fügten sich nur schwer den Anordnungen ihrer Kommandanten, oder zwangen ihnen sogar den eigenen Willen auf. Am meisten Einfluß hatte noch Schultheiß Schwyzer von Luzern, doch auch er war selbst vor Bedrohungen seines Lebens nicht sicher. Daneben waren noch die luzernischen Brigadiers von Sonnenberg und Pfyffer in der Lage, in gewissem Maße ihre Führerrolle beizubehalten; ebenso Landammann Schorno von Schwyz.

Stärke und Zusammensetzung der katholischen Kräfte in der Schlacht sind schwer zu bestimmen, da sich die Berichte widersprechen. Als feststehend darf wohl betrachtet werden, daß die westliche (am 24. Juli bei Sarmenstorf stehende) Kolonne nur aus Luzernern bestand, und daß sie von Schultheiß Schwyzer und Brigadier von Sonnenberg geführt wurde.

Die östliche (im Raume Bünzen-Boswil stehende) Kolonne, unter dem Kommando von Brigadier Pfyffer, setzte sich aus Truppen aller katholischen Orte zusammen – am Morgen des Schlachttages traf auch das Urner Detachement noch ein.

Diese beiden Kolonnen waren wahrscheinlich etwa gleich stark. Was die Gesamtstärke des katholischen Heeres betrifft, so gehen die Angaben darüber weit auseinander. Die folgende Tabelle vergleicht die Zahlen des offiziellen bernischen Berichtes mit denjenigen des Tagebuches des bernischen Feldarztes Scheuchzer:

	Bericht	Scheuchzer
Luzerner	4 000	4 000
Urner	1 200	480
Schwyzer	1 200	400
Unterwaldner	800	1 200
Zuger	1 000	700
Freiämtler	2 500	2 500
Total	10 700	9 280

Demnach hätte also jede der beiden Kolonnen zirka 5000 Mann umfaßt. Nach der Schlacht sollen Gefangene ausgesagt haben, es hätten 12–15 000, ja sogar 18 000 Mann auf katholischer Seite gekämpft.

Die Artillerie verfügte über 7–9 Feldgeschütze, die aus Luzern, Uri, Zug und Unterwalden stammten; darunter befand sich eine große luzernische Feldschlange.

Kavallerie gab es auf katholischer Seite keine.

Die Stimmung der Truppe war ein unberechenbares Gemisch von Mißtrauen gegen Führer und Bundesgenossen, Verdrossenheit wegen des langen Wartens bei schlechtem Wetter und ungenügender Versorgung, und triebhaft-religiösem Fanatismus.

Wie die Ereignisse bei Sins und nachher schon gezeigt hatten, konnte sie genau so gut in kleinmütige Verzagtheit wie in wilde Kampfwut umschlagen.

E. Das Gelände

Auf die strategische Bedeutung Villmergens ist bereits hingewiesen worden: Es war ein wichtiges Tor an der Straße von Wohlen nach Lenzburg und Maiengrün, den Hauptstützpunkten der bernischen Armee. Westlich und östlich davon verhinderten Waldabhänge und Sümpfe die Durchfahrt und machten aus Villmergen ein Defilee. Heute sind die Verhältnisse infolge von Rodungen und Trockenlegungen etwas anders. Im Nord-Nordwesten des Dorfes zieht sich eine ziemlich flache und offene, bis zu 1500 m breite Ebene bis gegen Dottikon und Hendschikon. Sie wird im Westen durch einen steilen, teilweise bewaldeten Höhenzug, im Norden und Osten durch die Niederungen der Bünz mit kleineren Waldkomplexen und ausgedehnten Ufersümpfen begrenzt. Der Fluß war in den Tagen vor der Schlacht infolge der anhaltenden Regenfälle derart angeschwollen, daß er starke Überschwemmungen bildete.

Unter diesen Umständen konnte die zwischen Hendschikon und Dottikon liegende Brücke zu einem zweiten Schlüsselpunkt auf dem Wege von Wohlen nach Maiengrün werden.

Wir haben gesehen, daß das bernische Kommando schon am 24. Juli die Möglichkeit ins Auge faßte, sich in der hier umrissenen Geländekammer dem Gegner zur Schlacht zu stellen. Die taktischen Vorteile lagen auf der Hand: Hier war endlich die Gelegenheit geboten, auf ebenem Terrain die neue Linientaktik, die Feuerüberlegenheit der Flintenträger (Füsiliere), die Beweglichkeit der Kavallerie sowie den höheren Ausbildungsgrad der Truppen zur Entfaltung zu bringen.

Von katholischer Seite aus gesehen mußte die Beurteilung des Geländes wohl sehr verschieden ausfallen. Sollte der Plan mißlingen, die Berner im Lager von Wohlen zu überfallen, so mußte es als ein großes Wagnis erscheinen, mit den äußerst feuerempfindlichen Schlachthaufen in der dekkungslosen Ebene gegen die Linien der feindlichen Füsiliere anzurennen. Angesichts des geringen Zusammenhalts der Truppen konnte die bernische Kavallerie, der man nichts gleichwertiges entgegenzusetzen hatte, auch einen relativ geringen Rückschlag in eine Katastrophe verwandeln. Andererseits befanden sich die katholischen Führer fast in einer Art Zwangslage, so oder so den Angriff zu wagen, da die Stimmung der Mannschaften ein längeres Zuwarten kaum mehr gestattete.

(Schluß folgt)

Die Panzerschlacht bei Rossienie

23. bis 26. Juni 1941

Von Generaloberst a. D. E. Raus

Der Überfall von Paislinis (23. Juni)

Es war der zweite Kampftag im Osten. Nach dem tiefen Grenzdurchbruch des 22. Juni stießen die Panzerverbände aus der am Vorabend erreichten Linie (siehe ASMZ. 9/51) rasch weiter nach Osten vor, um ein Festsetzen des Gegners im Höhengelände von Rossienie zu verhindern und den wichtigen Dubysa-Abschnitt zu erreichen. Der 6. Panzerdivision (6. Pz.Div.) fiel hiebei die Aufgabe zu, zunächst die litauische Stadt Rossienie selbst, dann im schnellen Vorstoß die beiden ostwärts der Stadt gelegenen Straßenbrücken über die Dubysa in Besitz zu nehmen. In zwei Kolonnen geteilt, strebte sie seit Morgengrauen des 23. Juni Rossienie zu. Der am Vortage weit überholte infanteristische Gegner war von der Bildfläche verschwunden. Auf allen Straßen und durchlaufenden Wegen befanden sich deutsche Truppen im zügigen Vorfahren. Panzer- und Artilleriekolonnen rasselten mächtig vorwärts und drohten alles zu zermalmen, was ihnen gegenübertrat. Da, weit vor der Masse, am Horizont, zeichneten sich